

Anja Gerigk

1995. Reif zur Parodie? Meine amüsanteste Kafka-Lektüre

2024

<https://doi.org/10.25969/mediarep/23357>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gerigk, Anja: 1995. Reif zur Parodie? Meine amüsanteste Kafka-Lektüre. In: *Medienobservationen*. Mediensystem 1964/2024, Jg. 28 (2024). DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/23357>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://www.medienobservationen.de/pdf/20241113Gerigk.pdf>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Anja Gerigk

1995

Reif zur Parodie? Meine amüsanteste Kafka-Lektüre

In einem Titanic-Heft des Jahres 1995, in der Hochphase der Modellinterpretationen zu Vor dem Gesetz, erscheint eine parodistische Umschrift der Parabel, die zugleich als informierter Kommentar zum germanistischen Geschäft der Kafka-Deutung gelten kann, ohne einzubüßen, was dem Satire-Magazin gebührt: Komik! So schärft diese geglückte Parodie den Sinn für das Kommunizieren über Literatur, indem sie dessen Grundmechanismen scheinbar folgt, um selbstverständliche, unantastbare Leitgrößen gerade in Zweifel zu ziehen. Komische Nachahmung des Textes und der Nachvollzug literaturwissenschaftlicher Praxis ergänzen sich, genauso wie die analytische Rückschau und das uneinholbare Vergnügen der ersten Rezeption.

1. Legendäres Leseerlebnis: Vor den Literatur-Studien

Seit damals, Jahrzehnte sind verstrichen, habe ich ihn nicht mehr gelesen. Weder Titel noch Urheber der Variation auf Kafkas Original konnte sich im Gedächtnis halten, nur ungefähr der Zeitraum, in dem mich belustigtes Blättern in einer entliehenen statt käuflich erworbenen Titanic-Ausgabe an die richtige Stelle geführt hatte: zum Beitrag von Bernd Eilert mit dem Titel *Kafkas Geschäft*.¹ 1995 lag mein Abitur noch vor mir, ebenso das längst beschlossene, herbeigesehnte Studium literaturwissenschaftlicher Fächer. Ehrfürchtige Unkenntnis musste die satirischen Bezüge auf disziplinäre Praktiken, auf Auswüchse der Kafka-Philologie übersehen, sie war aber umso empfänglicher für den unernsten Umgang mit Autor und Werk. Weil Literatur und der Zugang zu ihr fast geheiligten Wert ausstrahlten, traf mich die komische Wirkung desto schlagkräftiger, oder, um den vorgeblichen Kafka-Text zu zitieren: „Selten so gelacht!“² So lautet schwungvoll der Abschluss des Abitur-Aufsatzes, den der Verfasser der „Legende

¹ Der zweiseitige Artikel (Titanic 1995/2) wurde verdient in den Jubiläumsband aufgenommen, vgl. Peter Knorr u.a.: *Titanic – das endgültige Satirebuch. Das Erste beste aus 30 Jahren*. Hg. Peter Knorr. Berlin 2009; nach dieser Ausgabe wird zitiert.

² Ebd., S. 165.

vom Türhüter“ formuliert. Der Abdruck des ‚Dokuments‘ dient als quasi-journalistischer Aufhänger für die Parodie.

Was sind schon gefälschte Hitler-Tagebücher oder eine Filmkomödie über jenen Skandal (*Schtonk!* 1992) gegen ein noch unentdecktes Schriftzeugnis des größten deutschsprachigen Klassikers des 20. Jahrhunderts? Es war das Jahrzehnt, in dem Komik zunehmend in allen Medien sowie in jeder Kultur-Sektion zum Einsatz kam, worauf selbst die Forschung schließlich reagierte. Komische Seiten an Kafka und seinen Werken zu beobachten, stellte Anfang der 1990er noch eine Pioniertat dar, die aber einem anhaltenden Interesse den Weg ebnete. Frühzeitig bringt Derridas Anschluss an *Vor dem Gesetz* (*Préjugés* 1982) das paradigmatische Potenzial des Textes zum Vorschein. Dem folgten modellhafte Zugänge, die das Instrumentarium einer theoretisch fundierten Literaturwissenschaft daran erprobten.³ Sobald etwas oder jemand in den Stand eines Musterbeispiels für Literatur und deren Behandlung aufrückt, drängt sich der Gegenstand parodistisch verfremdenden Verfahren nahezu auf.⁴

Wenn wir grundsätzlich „Lust als den freiest möglichen Umgang mit Texten auffassen“⁵, dann genoss meine Belustigung über die Parodie der ikonischen Schreibweise Kafkas auch diese Freiheit:

Die Lust entsteht bei der Lektüre. Sie ist ein individuelles, persönliches Moment. Jede Form einer Affizierung durch den Text, das Vergnügen, die Begeisterung, sind Anfangsgründe der Lust. [...] Die Lust ist ein dynamischer Prozess, der auf Repetition und Reproduktion drängt. Sie will sich mitteilen, sie verbleibt nicht im Rahmen des Individuellen.⁶

Sachkundige Komisierung birgt Ansätze zur Reflexion; daher versucht meine Betrachtung, „Anfangsgründe“ zu erfassen, weil das undiszipliniert vergnügliche Lesen so nicht nachzuempfinden ist.

³ Vgl. Klaus-Michael Bogdal: *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas „Vor dem Gesetz“*. Opladen 1993.

⁴ Vgl. Wulf Segebrecht: *Was Schillers Glocke geschlagen hat. Vom Nachklang und Widerhall des meistparodierten deutschen Gedichts*. München 2005.

⁵ Oliver Jahraus: „Wie sind die Lust am Text und die Wissenschaft vom Text vereinbar?“ *LiLi* 25.10 (1995), S. 123-131, hier S. 124f.

⁶ Ebd., S. 125.

2. Rahmungen versetzen: Kanon und Werk

Parodistische Wirksamkeit beruht hier zunächst auf dem selbst erzeugten Kontext, mit dem Eilert den Rahmen der Rede über Kafka verschiebt. Gerahmt wird der fingierte Abitur-Aufsatz von redaktionellen Zeilen, die das Zeugnis der Reifeprüfung des Autors situieren. Gleichzeitig geht es um die undurchsichtigen Gesetzmäßigkeiten des literarischen Kanons. Zwar lautet die Deutschnote des Maturanten – siehe Beleg in Frakturschrift – „**aber man gerade noch so ausreichend**“,⁷ doch bleibt die Geltung des modernen Klassikers ungebrochen. Daher soll das „krasse[] Missverhältnis“ zwischen der knappen Vier und „seiner später zu Recht gerühmten Dichtkunst“⁸ nicht weiter irritieren. Die „gültige Form“ legitimiert das Gesamtwerk als „feste Größe“, die „aus der europäischen Literatur“ niemals „wieder wegzudenken“⁹ sei. *Wegzudenken* kaum, denn Kanonisierung erfolgt über institutionelle Praxis.

Auf der einen Seite haben wir das alle Raffinesse der Interpretation herausfordernde Prosastück *Vor dem Gesetz*, auf der Titanic-Seite steht nun das „kanailenhafte[] Elaborat des Knaben Franz“¹⁰ – beide Texte sind über weite Strecken im Wortlaut gleich. Diese Gegenüberstellung und leicht abgewandelte Identität fand ich schon damals ausgesprochen witzig. Mir war allerdings noch nicht bewusst, dass im „Elaborat“ der mutwillig herabgesetzte Werkbegriff steckt. Der brillante Einfall besteht darin, wie die Parabel-Vorlage recodiert wird, statt sie schlichtweg umzuschreiben. Drei Themen standen den Prager Gymnasiasten im Jahr 1901 zur Wahl: „1. Welche Vorteile erwachsen Österreich aus seiner Weltlage und seinen Bodenverhältnissen? / 2. Welche Nachteile erwachsen Österreich aus seiner Weltlage und seinen Bodenverhältnissen?“ und die unschlagbare dritte Option: „Mein kafkaeskestes Ferienerlebnis“.¹¹

„Kafka entscheidet sich spontan für das dritte Thema, das ja wie für ihn gemacht scheint.“¹² Spätestens bei diesem Nachsatz musste ich wegen

⁷ Eilert: „Kafkas Geschäft“ (wie Anm. 1), S. 164.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

akuter komischer Affizierung unterbrechen. Die Rezeptionsformel „kafkaesk“, so unausweichlich und standardisierend wie die Frage nach Österreichs „Weltlage“ und „Bodenverhältnissen“,¹³ wird zeitlich vor das Werk gesetzt, von dem sie sich herschreibt. Das Hysteron-Proteron der Werklogik wendet deren Fundierung in der autotypischen Schreibweise ins Absurde. Der subtil obskure Gestus des „wie für ihn gemacht *scheint*“ setzt dennoch eine gewisse ‚kafkaeske‘ Note. Als Palimpsest zum wenig tief-schürfenden „Ferienenerlebnis“ des jungen Franz liest man zielsichere Korrekturen seines Lehrers, der neben Stil und Erzählverlauf auch den Rahmen erheblich justiert: „Als Titel bieten sich an: Vor dem Gesetz oder die Legende vom Türhüter. / Gez. E. Gschwind“.¹⁴

Die alternative Autorsignatur (Stammt das Kafkaeske gar nicht von Kafka? Skandal!) steht kommentarlos am Schluss des gesamten Artikels. Der Eingangssatz der Prüfungsleistung erlaubt sich eine Verballhornung: „Mein Alter hat doch diesen Laden da in der Zeltnergasse: Herrmann Kafka – Galanteriewaren en gros.“¹⁵ Das sekundär überstrapazierte Vater-Trauma des späteren Schriftstellers verliert damit jedes Pathos; von Lehrer Gschwind wird der Satz rigoros gestrichen, mit der indignierten Randbemerkung: „überflüssige Schleichwerbung“.¹⁶ Das „Geschäft“ wird stets durch „Gesetz“ ausgetauscht, konsequent tilgt der Bearbeiter zudem alle Sätze, die eine (derb-)komische Lesart der Begebenheit zum Ausdruck bringen, bereits im ersten Absatz: „Der Türhüter ist nämlich ein Scherzkeks und will den Typ verarschen.“¹⁷ Im Akt des Streichens tarnt und offenbart sich der parodistische Textzugriff.

3. Fazit: Nicht kafkaesk genug?

Man gewinnt den Eindruck, dass die Beurteilung des ‚Machwerks‘ allzu streng gerät. Ordinarius Gschwind hält den lächerlichen, dabei pointierten

¹³ Zur fundamentalen Kritik der „k“-Kategorie vgl. Oliver Jahraus: *Kafka. Leben, Schreiben, Machtapparate*. Stuttgart 2006, S. 20–22.

¹⁴ Eilert: „Kafkas Geschäft“ (wie Anm. 1), S. 165.

¹⁵ Die Angaben stimmen, wie „Kennern des Werkes des beliebten Prager Schriftstellers“ bekannt sein dürfte – bis auf die Schreibung von „Her[r]mann“ und „Galanteriewa[a]ren“. Ebd., S. 164.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

Schlussabsatz für „vollkommen verfehlt in Thema und Form (kafkaesk!)“. ¹⁸ Er entwirft einen Gegenvorschlag, der die Korrekturen stringent fortsetzt, indem er den Ausgang der Parabel wörtlich zitiert. Wie entlang einer Asymptote nähert sich das Ganze der Nullstufe der Parodie, dem bloßen Abschreiben des Nachgeahmten. Damit wäre jedoch die Funktion der Rahmungen weit unterschätzt. Die Anordnung von „Ferienenerlebnis“ und Randnotizen reformatiert die ursprüngliche Konstellation der *parodia*: den Bezug von Gesang und spöttischem Gegengesang. Nur haben hier Original und komischer Widerpart die Plätze getauscht, wobei sich das Verhältnis von Urheber (Franz) und werkgetreuem Wortlaut (Gschwind) nicht mehr einseitig oder eindeutig festsetzen lässt.

Das Korrektur-Szenario gewährt unerwartet Einblick in die Werkstatt des Kafkaesken. Dessen spezielle Effekte treten nur ein, wenn das genaue Maß an Reduktion, Überzeichnung („Tage und Jahre“) und Suggestivität zusammenspielt. Trotzdem erschöpft sich Eilerts Beitrag nicht in einer Stilübung oder einem Pastiche. Das avancierte Parodieren muss sich aller kommunikativen Voraussetzungen bewusst sein: primärer wie sekundärer Bedingungen des Anschließens in/an Literatur. Steht nicht zwischen den Zeilen geschrieben, dass die ‚echte‘ Signatur weniger im Haupttext oder im Werk-Prädikat lesbar wird als in den Marginalien? *Kafkas Geschäft* hat poststrukturalistische Schulungen durchlaufen, ist aber nicht auf solches Hintergrundwissen angewiesen, um unmittelbar Erheiterung auszulösen. Kafka zu kopieren wäre entweder keine Kunst oder die schwerste; es gibt daher mehr als einen Weg, in das Geschäft einzutreten.

Dass sie Einlass in die Literaturwissenschaft gefunden hat, verdankt **Anja Gerigk** Oliver Jahraus; trotz der leicht elliptischen Bahn ihrer Dienstgrade von der LMU bis an die TU Dresden sind ihr Kontinuitäten und Erkenntnisgewinn dieses Werdegangs unschätzbar wertvoll.

¹⁸ Ebd.